

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Band:** 38 (1934-1935)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Weihnachten auf dem Hohentwiel  
**Autor:** Scheffel, J.B.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-664099>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 19.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Weihnachten auf dem Hohentwiel.

Aus dem „Eckehard“, von J. B. v. Scheffel.

Des Winters Nächte sind lang und dunkel. Dann und wann blitzt ein Nordlicht auf. Aber leuchtender als alles Nordlicht steht jene Nacht in der Menschen Gemüt, da die Engel niederstiegen zu den Hirten auf der Feldwacht und ihnen den Gruß brachten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden allen, die eines guten Willens sind.“

Auf dem hohen Twiel rüsteten sie zur Feier der Weihnacht durch freundliches Geschenk. Das Jahr ist lang und zählt der Tage viel, in denen man sich Freundliches erweisen kann; aber der Deutschen Sinnesart will auch dafür einen Tag vorgeschrieben haben, darum ist bei ihnen vor anderem Volk die Sitte der Bescherung eingeführt. Das gute Herz hat sein besonder Landrecht.

In jener Zeit hatte Frau Hadwig die Grammatika schier beiseite gelegt; es wurde im Frauensaal viel genäht und gestickt, Knäuel von Goldfaden und schwarzer Seide lagen umher, und wie Eckehard einstmals undermerkt eintrat, sprang Praxedis vor ihn hin und wies ihm die Tür, Frau Hadwig aber verbarg ein angefangen Werk der Nadel in einem Körblein.

Da ward Eckehard aufmerksam und zog nicht ohne Grund den Schluß, es werde etwas zum Geschenk für ihn hergerichtet. Darum sann er darauf, dasselbe zu erwidern und alles aufzubieten, was ihm an Wissen und Kunstfertigkeit zu Gebot stand; er schickte seinem Freund und Lehrer Folkard in Sankt Gallen Bericht, daß ihm der zusehnde das Pergament und Farben und Pinsel und köstliche Linte. Jener tat's. Eckehard aber saß manches Stündlein der Nacht in seiner Turmstube und besann sich auf ein lateinisches Reimwerk, das er der Herzogin widmen wolle — und sollten ihr darin etliche feine Huldigungen dargebracht werden. Es ging aber nicht so leicht.

Einmal hatte er begonnen und wollte in kurzem Zug von Erschaffung der Welt bis auf Antritt des Herzogtums in Schwabenland durch Frau Hadwig gelangen, aber es hatte ein paar Hundert Hexameter gekostet, da war er noch nicht beim König David angelangt, und das Lied hätte wohl erst Weihnachten über drei Jahre fertig werden können. Ein anderes Mal wollte er alle Frauen aufzählen, die durch Kraft und Liebreiz in der Völker Geschichte eingegrif-

fen, von der Königin Semiramis an mit Erwähnung der amazonischen Jungfrauen, der heldenmütigen Judith und der melodischen Sängerin Sappho, aber zu seinem Leidwesen fand er, daß, bis sein Griffel zu Frau Hadwig sich durchgearbeitet hätte, er unmöglich noch etwas Neues zu deren Lob und Preis vorzubringen vermöchte. Da ging er sehr betrübt und niedergeschlagen umher.

„Habt Ihr eine Spinne verschluckt, Perle aller Professoren?“ frug ihn Praxedis einmal, wie sie dem Verstörten begegnete.

„Ihr habt gut scherzen,“ sprach Eckehard traurig, — und unter dem Siegel der Verschwiegenheit klagte er ihr seine Not. Praxedis mußte lachen.

„Bei den sechsunddreißigtausend Bänden der Bibliothek zu Konstantinopolis!“ sagte sie — „Ihr wollt ja ganze Wälder umhauen, wo es nur ein paar Blümlein zum Strauß erfordert. Macht's einfach, ungelehrt, lieblich — wie es Euer geliebter Virgilius ausgedacht hätte!“ — Sie sprang davon.

Eckehard setzte sich wieder auf die Stube. Wie Virgil? dachte er. Aber in der ganzen Aeneide war kein Beispiel für solchen Fall vorgezeichnet. Er las etliche Gefänge. Dann saß er trümmertisch da. Da kam ihm ein guter Gedanke. Ich hab's! rief er, der teure Sänger selbst soll die Huldigung darbringen! Er schrieb das Gedicht nieder, als wenn Virgilius ihm in seiner Turmeinsamkeit erschienen wäre, freudig darüber, daß in deutschen Landen seine Gefänge fortlebten, der hohen Frau dankend, die sein pflege. In wenigen Minuten war's fertig.

Das Gedicht wollte Eckehard mit einer schönen Malerei verziert zu Pergament bringen. Er sann ein Bild aus; die Herzogin mit Krone und Zepter auf hohem Throne sitzend, ihr kommt Virgilius im weißen Gewand, den Lorbeer in den Locken, entgegen und neigt das Haupt; an der Rechten aber führt er den Eckehard, der bescheiden wie der Schüler mit dem Lehrer einherschreitet, ebenfalls tief sich verneigend.

In der strengen Weise des trefflichen Folkard entwarf er die Zeichnung. Er erinnerte sich an ein Bild im Psalterbuch, wie der junge David vor den König Abimelech tritt. So ordnete er die Gestalten; die Herzogin zeichnete er



zwei Finger breit höher als Virgilius, und der Eckehard des Entwurfs war hinwiederum ein beträchtliches kleiner als der heidnische Poet — anfangende Kunst, der es an anderem Mittel des Ausdrucks gebricht, spricht Rang und Größe äußerlich aus.

Den Virgilius bracht' er leidlich zuwege. Sie hatten sich in Sankt Gallen bei ihren Maleereien stets an Überlieferung alten Bildwerks gehalten und für Gewandung, Faltenwurf und Bezeichnung der Gestalt einen gleichmäßig sich wiederholenden Zug angenommen. Ebenso gelang es ihm mit seinem eigenen Abbild, sofern er wenigstens eine Figur im Mönchshabit, kenntlich durch eine Tonjur, herstellte.

Aber ein verzweifelt Problema war ihm die richtige Darstellung einer königlichen Frauengestalt, denn in die klösterliche Kunst hatte noch kein Abbild einer Frau, selbst nicht das der Gottesmutter Maria, Einlaß erhalten, David und Abimelech, die er so gut im Zug hatte, halfen ihm nichts, bei ihnen brach der Königsmantel schon hoch über dem Knie ab, und er wußte nicht, wie den Faltenwurf tiefer herabsenken.

Da lagerte sich wiederum Kummernis auf seine Stirn. „Nun?“ fragte Praxedis eines Tages.

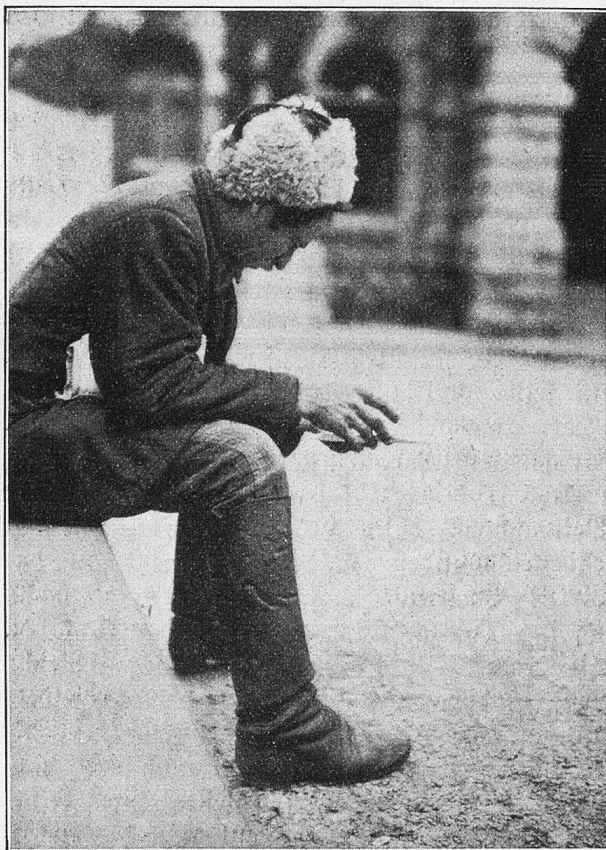
„Das Lied ist fertig,“ sprach Eckehard. „Jetzt fehlt mir etwas anderes.“

„Was fehlt denn?“

„Ich sollte wissen“, sprach er wehmütig, „in welcher Weise sich der Frauen Gewand um den zarten Leib schmiegt.“

„Ihr sprecht ja ganz abscheulich, erlesenes Gefäß der Jugend,“ Eckehard aber erklärte ihr seinen Kummer deutlicher. Da machte die Griechin eine Handbewegung, als wolle sie die Augenlider in die Höhe ziehen. „Macht die Augen auf“, sagte sie, „und seht Euch das Leben an.“ Der Rat war einfach und doch neu für einen, der seine ganze Kunst auf einsamer Stube erlernt. Eckehard schaute seine Ratgeberin lange abmessend an. „Es frommt mir nichts“, sprach er, „Ihr tragt keinen Königsmantel.“

Da erbarmte sich die Griechin des zweifel-erfüllten Künstlers. „Wartet“, sprach sie, „die Frau Herzogin ist drunten im Garten, ich will ihren Staatsmantel umlegen, da kann Euch geholfen werden.“ Sie huschte fort; in wenig Minuten war sie wieder da, der schwere Purpurmantel mit goldener Verbrämung hing ihr nachlässig um die Schultern. In gemessenem Schritt ging sie durch das Gemach, ein eherner



Arbeitsloser Russe in der Krim. Phot. Dr. Alb. Herrlich.

Leuchter stand auf dem Tisch, sie nahm ihn wie einzepter; das Haupt auf die Schulter zurückgeworfen, trat sie vor den Mönch.

Der hatte seine Feder ergriffen und ein Stücklein Pergament. „Wendet Euch ein wenig gegen das Licht,“ sprach er und begann emsig seine Striche zu ziehen.

Jedesmal aber, wenn er nach seinem anmutigen Vorbild schaute, warf ihm dies einen blitzenden Blick zu. Er zeichnete langsamer. Praxedis schaute nach dem Fenster: „Und da unsere Nebenbuhlerin im Reich,“ sprach sie mit künstlich erhobener Stimme, „bereits den Burghof verläßt und uns zu überfallen droht, so befehlen wir Euch bei Strafe der Enthauptung, Eure Zeichnung in eines Augenblicks Frist zu vollenden.“

„Ich danke Euch,“ sprach Eckehard und legte die Feder nieder.

Praxedis trat zu ihm und beugte sich vor, in sein Blatt zu sehen. „Schändlicher Verrat,“ sprach sie, „das Bild hat ja keinen Kopf.“

„Ich brauche nur den Faltenwurf,“ sagte Eckehard.

„Ihr habt Euer Glück veräußert,“ scherzte Praxedis im früheren Ton; „das Antlitz treu



abgebildet, und wer weiß, ob wir in fürstlicher Gnade Euch nicht zum Patriarchen von Konstantinopel ernannt hätten."

Es wurden Schritte hörbar. Schnell riß Praxedis den Mantel von den Schultern, daß er auf den Arm niederfiel. Schon stand die Herzogin vor den beiden.

"Wollt Ihr wieder Griechisch lernen?" sprach sie vorwurfsvoll zu Ekkehard.

"Ich hab' ihm den edlen Sardonyx an meiner Herrin Mantel Agraffe gezeigt; es ist so ein feingeschnittener Kopf," sagte Praxedis, "Herr Ekkehard versteht sich aufs Altertum. Er hat das Antlitz recht gelobt." —

Auch Audifax traf seine Vorbereitungen für Weihnachten. Seine Hoffnung auf Schätze war sehr geschwunden. Er hielt sich jetzt an das wirklich Vorhandene. Darum stieg er oft nächtlich ins Tal hinunter ans Ufer der Aach, die mit tragem Lauf dem See entgegenschleicht. Beim morschen Steg stand ein hohler Weidenbaum. Dort lauerte Audifax manches Stündlein, den erhobenen Nebstücken nach des Baumes Öffnung gerichtet. Er stellte einem Fischotter nach. Aber keinem Denker ist die Erforschung der letzten Gründe alles Seins so schwierig geworden, wie dem Hirtenknaben seine Otterjagd. Denn aus dem hohen Ufer zogen sich noch allerhand Ausgänge in den Fluß, die der Otter wußte, Audifax nicht. Und wenn Audifax oft vor Kälte zitternd sprach: "Jetzt muß er kommen!" so kam weit stromaufwärts ein Gebrause hergetönt, das war sein Freund, der dort die Schnauze übers Wasser streckte und Atem holte; und wenn Audifax leise dem Ton nachschlich, hatte sich der Otter inzwischen auf den Rücken gelegt und ließ sich gemächlich stromab treiben...

In der Hohentwieler Küche war Leben und Bewegung, wie im Zelt des Feldherrn am Vorabend der Schlacht. Frau Hadwig selbst stand unter den dienenden Mädchen, sie trug keinen Herzogsmantel, wohl aber einen weißen Schurz, teilte Mehl und Honig aus und ordnete die Backung der Lebkuchen an. Praxedis mischte Ingwer, Pfeffer und Zimt zur Würze des Teigs.

"Was nehmen wir für eine Form?" frug sie. "Das Viereck mit den Schlangen?"

"Das große Herz ist schöner," sprach Frau Hadwig. Da wurden die Weihnachtslebkuchen in der Herzform gebacken, den schönsten spickte Frau Hadwig eigenhändig mit Mandeln und Kardamomen.

Eines Morgens kam Audifax ganz erfroren in die Küche und suchte sich ein Plätzchen am Herdfeuer; seine Lippen zitterten wie in Fiebersehauer, aber er war wohlgenut und freudig. "Küste dich, Büblein", sprach Praxedis zu ihm, "du mußt heut nachmittag hinüber in den Wald und ein Tännlein hauen."

"Das ist nicht meines Amtes", sprach Audifax stolz, "ich will's aber tun, wenn Ihr mir einen Gefallen tut."

"Was befiehlt der Herr Ziegenhirt?" fragte Praxedis.

Audifax sprang hinaus, dann kam er wieder und hielt einen dunkelbraunen Balg siegesfroh in die Höhe, das kurze glatte Haar glänzte daran, dicht und weich war's anzufühlen.

"Woher das Rauchwerk?" fragte Praxedis.

"Selbst gefangen," sprach Audifax und sah wohlgefällig auf seine Beute. "Ihr sollt eine Pelzhaube für die Hadumoth daraus machen."

Die Griechin war ihm wohlgesinnt und sprach Erfüllung der Bitte.

Der Weihnachtsbaum war gefällt; sie schmückten ihn mit Äpfeln und Lichtlein, die Herzogin richtete alles im großen Saal. Ein Mann von Stein am Rhein kam herüber und brachte einen Korb, der mit Leinwand zugenäht war. Es sei von Sankt Gallen, sprach er, für Herrn Ekkehard. Frau Hadwig ließ den Korb uneröffnet zu den anderen Gaben stellen.

Der heilige Abend war gekommen. Die gesamten Insassen der Burg versammelten sich in festlichem Gewand; zwischen Herrschaft und Gefinde sollte heut keine Trennung sein. Ekkehard las ihnen das Evangelium von des Heilands Geburt, dann gingen sie paarweise in den großen Saal hinüber, da flammte heller Lichtglanz und festlich leuchtete der dunkle Tannenbaum — als die letzten traten Audifax und Hadumoth ein, ein Blättlein Goldschaum vom Vergolden der Nüsse lag an der Schwelle, Audifax bückte sich danach, es zerging ihm unter den Fingern. "Das ist dem Christkind von den Flügeln abgefallen," sprach Hadumoth leise zu ihm. — Auf großen Tischen lagen die Geschenke für die dienenden Leute, ein Stück Leinwand oder gewoben Tuch und einiges Gebäck; sie freuten sich des nicht allzeit so milden Sinnes der Gebieterin. Bei Hadumoths Anteil lag richtig die Pelzhaube. Sie weinte, als Praxedis freundlich den Geber verriet. "Ich hab' nichts für dich," sagte sie zu Audifax. "Es ist statt der Goldkrone," sprach der. Knechte und Mägde dank-





Yalta. Kommunistische Propaganda in tartarischer Sprache (mit lateinischen Buchstaben).  
Phot. Dr. Albert Herrlich.

ten der Herzogin und gingen in die Gefindestube hinunter.

Frau Hadwig nahm Ekkehard bei der Hand und führte ihn an ein Tischlein. „Das ist für Euch,“ sprach sie. Bei mandelgespicktem Lebkuchenherz und dem Korb lag ein schmuckes priesterliches Samtbarett und eine prächtige Stola, Grund und Franzen waren von Goldfaden, dunkle Punkte waren mit schwarzer Seide drein gestickt, einige mit Perlen ausgeziert, sie war eines Bischofs wert.

„Laßt sehen, wie Ihr Euch ausnehmt,“ sprach Praxedis. Trotz der kirchlichen Bestimmungen setzte sie ihm das Barett auf und warf ihm die Stola um. Ekkehard schlug die Augen nieder. „Meisterhaft!“ rief sie, „Ihr dürft Euch bedanken.“

Er aber legte schein die geweihten Gaben wieder ab, aus seinem weiten Gewand zog er die Pergamentrolle und reichte sie schüchtern der Herzogin dar. Frau Hadwig hielt sie unentfaltet. „Erst den Korb öffnen! Das Beste“ — sprach sie, freundlich auf das Pergament deutend, „soll zuletzt kommen.“

Da schnitten sie den Korb auf; in Heu begraben und durch des Winters Kälte wohl erhalten, lag ein mächtiger Muerhahn drin, Ekkehard hob ihn in die Höhe, mit ausgebreiteten

Flügelu reichte er über eines Mannes Länge. Ein Brieflein war bei dem stattlichen Stück Federwild.

„Vorlesen!“ sprach die Herzogin neugierig.

Ekkehard öffnete das unkenntliche Sigill und las:

„Dem ehrwürdigen Bruder Ekkehard auf dem hohen Twiel durch Burkard, den Klosterschüler, Romeias, der Wächter am Tor.

Wenn es zwei wären, so wäre einer für Euch. Da es aber auf zwei nicht geglückt hat, so ist der eine nicht für Euch und Euer kommt nach. Gesendet wird er an Euch wegen Unwissenheit des Namens. Sie war aber mit der Frau Herzogin damals im Kloster und trug ein Gewand von Farbe eines Grünspechts, den Bopf um die Stirn geschlungen.

Derselben den Vogel. Wegen fortwährender Gedenkung dessen, der ihn geschossen, an stattgefundenen Begleitung zu den Klausnerinnen. Er muß aber stark eingebeizt und mürb gebraten werden, weil sonst zähe; bei Bezug von Gästen soll sie das weiche Fleisch am Rückgrat selber verzehren, da dies das beste, und das braune von harzigem Geschmack.

Dazu Glück und Segen. Euch, ehrwürdiger Bruder, auch. Wenn auf Eurer Burg ein Wächter, Turmwart oder Forstwart zu wenig, so



empfehet der Herzogin den Romeias, dem wegen Verspottung durch den Schaffner und Verklagung durch den Drachen Wiborad Veränderung des Dienstes wünschenswert. Übung im Lordinst, Einlaß und Hinauswerfung fremden Besuchs betreffend, kann bezeugt werden. Ebenso was Jagd angeht. Und er schaut jetzt schon nach dem hohen Ziel, als zöge ihn ein Seil dorthin. — Langes Leben Euch und der Frau Herzogin. Lebet wohl.“

Fröhlich Lachen schloß die Vorlesung. Praxedis aber war rot geworden. „Das ist ein schlechter Dank von Euch,“ sprach sie bissig zu Ekkehard, „daß Ihr Briefe in anderer Leute Namen schreibt und mich beleidigt.“

„Haltet ein“, sprach er, „warum soll der Brief nicht echt sein?“

„Es wär' nicht der erste, den ein Mönch falscht,“ war Praxedis gereizte Antwort. „Was braucht Ihr Euch über den groben Jägermann lustig zu machen? Er war gar nicht so übel.“

„Praxedis sei vernünftig,“ sprach die Herzogin. „Schau dir den Auerhahn an, der ist nicht im Hegau geschossen, und Ekkehard führt eine andere Feder. Wollen wir den Bittsteller auf unser Schloß versetzen?“

„Das verbitt' ich mir“, rief Praxedis eifrig. „Es soll niemand meinen, daß...“

„Gut,“ sprach Frau Hadwig mit schweigebietendem Ton. Sie rollte Ekkehards Pergament auf. Die Malerei am Anfang war leidlich gelungen, Zweifel über deren Bedeutung beseitigte die Darüberschreibung der Namen Hadwig, Virgilius, Ekkehard. Eine kühne Initialle mit verschlungenem Geäste eröffnete die Schrift.

Die Herzogin war höchlich erfreut. Ekkehard hatte seither über den Besitz solcher Kunst nichts verlauten lassen. Praxedis schaute nach dem purpurnen Mantel, den die gemalte Herzogin trug, und lächelte, als wüßte sie was Besonderes.

Frau Hadwig winkte, daß Ekkehard sein Geschriebenes vorlese und erkläre. Er las.

Verdeutschet lautet's also:

„In nächst'ger Stille saß ich jüngst allein und ziffert' an den Schriften alter Zeit, da flammte hell ein geisterhafter Schein in mein Gemach. 's war nicht des Mondes Licht — und vor mich trat ein leuchtend Menschenbild, unsterblich Lächeln schwebt' um seinen Mund, in dunkler Fülle wallte das Gelock, als Diadem trug er den Lorbeerkranz. Hindeutend auf das aufgeschlagne Buch,

sprach er zu mir: Sei guten Muts, mein Freund, ich bin kein Geist, der deinen Frieden stört, ich bringe dir nur Gruß und Segenswunsch. Was toter Buchstab' dort dir noch erzählt, das schrieb ich selbst mit warmem Herzblut ein; der Troer Waffen, des Aeneas Fahrt, der Götter Zorn, der stolzen Rom Beginn.

Schon ein Jahrtausend schier ist abgerollt, der Säng' starb, es starb sein ganzes Volk. Still ist mein Grab. Nur selten dringt ein Klang zu mir herab von froher Winger Fest, vom Wogenschlag am nahen Kap Misen.

Doch jüngst hat mich der Nordwind aufgestört, er brachte Kunde, daß in fremden Gau'n man des Aeneas Schicksal wieder liest, daß eine Fürstin stolz und hochgemut des Landes Sprache als ein neu Gewand um meine Worte gnädig schmiegen heißt. Wir glaubten einst, am Fuß der Alpen sei nur Sumpf des Rheins und ein barbarisch Volk; jetzt hat die Heimat selber uns vergessen und bei den Fremden leben neu wir auf. Des Euch zu danken bin ich heute hier: das höchste Kleinod, was dem Säng' wird, ist Anerkennung einer hohen Frau.

Heil deiner Herrin, der das seltne Gut der Stärke und der Weisheit ward besichert, die gleich Minerva in der Götter Reih'n, in Erz gerüstet eine Kriegerin, der Friedenskünste Hort und Schutz zugleich. Noch lange Jahre mög' ihr Zepter walten, es blüh' um sie ein stark und sittig Volk. Und kommt Euch einst ein fremd' Getön gerauscht, Wie Heldenlied und fernes Saitenspiel, dann denket mein, es grüßt Italia Euch, es grüßt Virgil den Fels von Hohentwiel.“

Er sprach's und winkte freundlich und verschwand. Ich aber schrieb noch in derselben Nacht, was er gesprochen. Meiner Herrin sei's als Festgeschenk iht schüchtern dargebracht von ihrem treuen Dienstmann Ekkehard.“

Eine kurze Pause erhob sich, als er die Lesung seines Gedichtes beendet. Dann trat die Herzogin auf ihn zu und reichte ihm die Hand. „Ekkehard, ich danke Euch!“ sprach sie, es waren dieselben Worte, die sie einst im Klosterhof zu Sankt Gallen zu ihm gesprochen; aber der Ton war noch milder wie damals, und der Blick war strahlend und ihr Lächeln wundersam, wie das zaubervoller Fehen, von dem die Sage geht, ein Schneeregen blühender Rosen müsse darauf folgen.

Sie wandte sich dann zu Praxedis: „Und dich sollte ich verurteilen, iht einen abbittenden Fußfall zu tun, die du jüngst so geringschätzend von den gelehrten geistlichen Männern gesprochen.“ Aber die Griechin blickte schelmisch drein, wohl wissend, daß ohne ihren weisen Rat und Beistand der scheue Mönch sich kaum zu seiner Dichtung erschwungen.

„In aller Zukunft“, sprach sie, „werde ich seinem Verdienste die gebührende Achtung zol-



len. Auch einen Kranz will ich ihm flechten, so Ihr gebietet.“

Als Eckehard hinaufgegangen war in seine Turmstube und die stille Mitternacht heranachte, saßen die Frauen noch beieinander. Und die Griechin brachte eine Schale mit Wasser und etliche Stücklein Blei und einen metallenen Löffel. „Das Bleigießen vom vorigen Jahr ist gut eingetroffen“, sprach sie, „wir mochten's uns damals kaum erklären, welche eine sonderbare Form das geschmolzene Stück im Wasser annahm; aber ich meine jetzt mehr und mehr, es habe einer Mönchskapuze geglichen, und die ist unserer Burg geworden.“

Die Herzogin war nachdenkend. Sie lauschte, ob Eckehard nicht etwa den Gang zurückkehre.

„Es ist doch nur eitel Spielerei,“ sprach sie.

„Wenn es meiner Herrin nicht gefällt“, sagte die Griechin, „so mag sie unsern Lehrer beauftragen, uns mit Besserem zu erfreuen; sein Virgilius ist freilich ein zuverlässiger' Orakel der Zukunft, als unser Blei, wenn es in geweihter Nacht mit Segensspruch und Gebet aufgeschlagen wird. Ich wäre fast neugierig, welche ein Stück seiner Dichtung uns die Geschehnisse des nächsten Jahres offenbaren würde...“

„Schweig“, sagte die Herzogin. „Er hat neuerlich so streng über Zauberei gesprochen, er würde uns auslachen...“

„Dann werden wir beim alten bleiben müssen,“ sprach Praxedis und hielt den Löffel mit dem Blei über das Licht der Lampe. Das Blei schmolz und bewegte sich zitternd, da stund sie auf, murmelte etliche unverständliche Worte und goß es herab. Zischend sprühte das flüssige Metall in die Wasserschale.

Frau Hadwig wandte ihren Blick in scheinbarer Gleichgültigkeit. Praxedis hielt die Schale ans Lampenlicht: statt in seltsame Schladen zu splintern, war das Blei zusammenhängend geblieben, ein länglich zugespitzter Tropfen. Matt glänzte es in Frau Hadwigs Hand.

„Das ist wiederum ein Rätsel, bis die Lösung kommt,“ scherzte Praxedis. „Die Zukunft sieht ja für dieses Mal fast aus wie ein Tannenzapfen.“

„Wie eine Träne!“ sprach die Herzogin ernst und stützte ihr Haupt auf die Rechte.

Lauter Lärm im Erdgeschoß der Burg unterbrach das weitere Prüfen der Vorbedeutung; Geflüster und Aufschrei der dienenden Mägde, rauhes Gebumm männlicher Stimmen, schriller Lautenklang: so tönte es verworren den

Gang herauf; ehrerbietig und schutzfliehend hielt der fliehende Schwarm der Dienerinnen an der Saaleschwelle, die lange Friederun unterdrückte mühsam ein lautes Schelten, die junge Hadumoth weinte — tappend kam eine Gestalt hinter ihnen drein, schwerfälligen zweibeinigen Schritts, in rauhe Bärenhaut gehüllt, eine bemalte hölzerne Maske mit namhafter Schnauze vor dem Antlitz; sie brummte und murrte wie ein hungriger Braun, der auf Beute ausgeht, und tat dann und wann einen ungefügen Griff in die Laute, die an rotem Band über die zottigen Schultern gehängt war — aber wie des Weihnachtsaals Türe sich aufthat und der Herzogin Gewand entgegenrauschte, machte der nächtliche Spuk kehrt und polterte langsam durch den dröhnenden Gang zurück.

Die alte Schaffnerin ergriff das Wort und trug ihrer Gebieterin vor, daß sie fröhlich unten gefessen und sich der Weihnachtsgaben erfreut, da sei das Ungetüm eingebrochen und habe erst zum eigenen Lautenspiel einen feinen Tanz aufgeführt, hernach aber die Lichter ausgeblasen und die erschrockenen Maiden mit Ruf und Umarmung bedroht und sei so wild und unerfättlich geworden, daß es sie alle zur Flucht genötigt; dem rauhen Lachen des Bären aber sei mit Grund zu entnehmen, daß unter der Wildschur Herr Spazzo, der Kämmerer, verborgen stecke, der nach einem scharfen Weintrunk hiermit sein Weihnachtsvergnügen beschloß.

Frau Hadwig beruhigte den Unwillen des Gesindes und hieß sie schlafen gehen. Vom Hofe aber tönte noch einmal bewundernder Aufruf; alle standen in einer Gruppe beisammen und schauten unverrückt auf den Turm, denn der schreckhafte Bär war hinaufgestiegen und erging sich jetzt auf den Zinnen der Warte und reckte sein struppiges Haupt nach den Sternen, als wolle er seinem Namensgenossen droben, dem Großen Bären, einen Gruß hinüberwinken ins Unermeßliche.

Die dunkle Vermummung hob sich in deutlichem Umriß vom fahlen, glanzzerhellten Himmelsgrunde, gespenstlich klang ihr Brummen in die schweigende Nacht; doch keinem der Sterblichen ward kund, was die leuchtenden Gestirne dem weinschweren Haupte Herrn Spazzo, des Kämmerers, geoffenbart...

Um dieselbe Mitternachtsstunde kniete Eckehard vor dem Altar der Burgkapelle und sang leise die Hymnen der Christmette, wie es die Übung der Kirche vorschrieb.